

Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **110 (2014)**

Heft 2

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Tagungsbericht

Kulturen des Alter(n)s: 1. Kongress Kulturwissenschaftliche Altersforschung, Universität Zürich, 23.–25. Mai 2014

Es gehe um das Anerkennen der eigenen Grenzen im Alter, dadurch gewinne man eine Form der Freiheit und der Lebenskunst. Mit diesem Credo eröffnete *Prof. Dr. Harm-Peer Zimmermann (Zürich)*, bezugnehmend auf ein Interview mit Adolf Muschg¹, den ersten Kongress zur kulturwissenschaftlichen Altersforschung. Als Bestandesaufnahme versuchte die Tagung, alle Felder der kulturwissenschaftlichen Altersforschung abzudecken und die disziplinären Grenzen zu sprengen. Das ambitionierte Programm mit 33 Vorträgen wurde zudem von der Fotoausstellung *Schöne Aussichten! Über Lebenskunst im hohen Alter (Ursula Markus und Paula Lanfranconi, Zürich)* begleitet.

Historisch-kulturelle Altersbilder und aussereuropäische Kulturen des Alter(n)s
Eine Reihe von Vorträgen befasste sich mit historischen und aussereuropäischen Deutungen und Praktiken des Alter(n)s. So referierte *Prof. Dr. Angelika Malinar (Zürich)* zur *Perfektionierung oder Überwindung des Körpers* im klassischen Indien. *Prof. Dr. Raji Christian Steineck (Zürich)* analysierte die *Traditionen des Alterns in Japan* anhand «symbolischer Formen» in der Literatur, der Verwaltung, der Religion und der Wirtschaft.

PD Dr. Otfried Weintritt (Freiburg i. Br.) beschäftigte sich mit Verhandlungen des Alter(n)s im Islam, der den Körper sowie Körperpraktiken als zentrale heilbringende Instrumente betrachte. Körperliche und geistige Einschränkungen würden die Vorschriftenbefolgung tendenziell gefährden, weshalb das Alter durch spezielle Rechtsgutachten reguliert werde und eine distinkte Lebensphase bilde.

Prof. Dr. Angelika Messner (Kiel) stellte eine Feldforschung zu den *Befindlichkeiten alter Menschen im heutigen China* vor. Der demographische Wandel, das «4-2-1-Problem», die Erosion der «Kindespietät» sowie die Arbeitsmigration destabilisieren die traditionellen Familienstrukturen. Vor diesen «Rissen in den Morallandschaften» böten medizinische Ambulanzen älteren Menschen einen Rückzugs- und Möglichkeitsraum, in denen sich eine aktive, eigenverantwortliche Praxis entwickle.

1 «Was mich reut, sind Versäumnisse an Courage», Interview mit Adolf Muschg im Tages-Anzeiger, 13.05.2014. Online: <http://www.tagesanzeiger.ch/kultur/buecher/Was-mich-reut-sind-Versaumnisse-an-Courage/story/26561556?track> (abgerufen: 06.06.2014).

Altersbilder in populären Medien

Einen weiteren Schwerpunkt bildeten Altersbilder in populären Medien. *Dr. Franziska Polanski (Heidelberg)* sprach über kollektive Altersbilder in Karikaturen, die für die Analyse unbewusster Bilder und Vorstellungen, die sich in ihnen verdichten, besonders geeignet seien. Einen ähnlichen Zugang stellte auch *Heinrich Grebe, M.A. (Zürich)*, unter dem Titel *Demenz in Metaphern – Demenz als Metapher* vor. Anhand von Metaphern (sprachlichen Übertragungen und Verdichtungen) untersucht der Referent mediale Diskurse und qualitative Interviews nach Repräsentationsformen von Demenz. Dabei stehen ontologische («Demenz, eine tickende Zeitbombe») und Strukturmetaphern («Reise in eine andere Welt») im Fokus. *Dr. Welf-Gerrit Otto (Marburg)* befasste sich mit Altersdarstellungen in Märchen. In der Hexe und der Altersweisen manifestiere sich das böse sowie das gute Alter, die der Referent als zwei Seiten derselben Grundfigur deutet. «Altersdefizite» würden oft substituiert, so dass jedes Gebrechen mit einer Verschiebung auf andere Eigenschaften verbunden sei. *Dr. Ute Holfelder (Zürich)* referierte zum Stereotyp der bösen Schwiegermutter, die als Ausdruck einer Verschiebung von ehelichen Konflikten auf die Schwiegermutter zu deuten sei. *Prof. Dr. Ralph Kunz (Zürich)* sprach über Gottes- und Altersbilder in der Literatur. Anhand einer detaillierteren Analyse der Figuren in Johanna Spyris Heidi-Roman führte der Referent ganz verschiedene Altersbilder vor. Dabei gelte auch für das Alter: Du sollst dir kein Bildnis machen.

Alter(n) zwischen Wunsch und Wirklichkeit

Der Begriff der Balance im Alter kam immer wieder zur Sprache. *Prof. Dr. Harm-Peer Zimmermann (Zürich)* rekurrierte auf Jakob Grimms Vorstellungen von der «seelischen», der «kulturellen» und der «ideellen Mitte». Die «goldene Praxis» der seelischen Balance sei die Flexibilität. Die Widersprüche des Alter(n)s müssen ausgehalten und ausgehandelt werden. Die «ideelle Mitte» sei die regulative Idee, die im Widerstreit erscheine, aber nie realisiert, sondern stets gesucht und angestrebt werde. Von Grimm zu lernen, sei ein peripatetischer Umgang mit sich selbst. *Prof. Dr. Klaus Schroeter (Olten)* schloss thematisch daran an und formulierte die Frage nach den *Lebenschancen im Alter* mit Weber und Dahrendorf als Balance von Optionen und Ligaturen. *Prof. Dr. Mike Martin (Zürich)* erdete diese Perspektive und plädierte für eine Gerontologie als «Stabilisierungsforschung», die auf den Erhalt und die Stabilisierung des Alltags sowie die verfügbaren Ressourcen fokussiere. Eine Varianz an Ressourcen und Zielen führe trotz Einschränkungen im Alter zu mehr Lebenszufriedenheit und funktionaler Lebensqualität.

Prof. Dr. François Höpflinger (Zürich) skizzierte die Ausdifferenzierung und Ausdehnung der dritten Lebensphase seit den 1970er Jahren. Die steigende soziale Integration von Senioren werde von einer zunehmenden soziale Differenzierung des Alters (soziale Ungleichheit, Statusunterschiede und Distinktionsdynamiken) begleitet. Modelle wie «Active Aging», «Successful Aging» oder «produktives Alter» würden vor allem von privilegierten Senioren gelebt.

Als Ausdruck der sich verändernden Lebensstile im Alter nahm *lic. phil. Rebecca Niederhauser (Zürich)* Senioren-Wohngemeinschaften ins Visier. Alter(n) sei dabei zwischen Selbstbestimmung und Bezogenheit zu verorten sowie als Selbsttechnologie und Aufgabe zu deuten.

Prof. Dr. Oskar Negt (Hannover) kritisierte den Konflikt zwischen Jung und Alt als blossen Schein, da die Abwertung des Alters einer allgemeinen Entwicklung der warenproduzierenden Gesellschaft geschuldet sei, die Erfahrungen, Bindungen und Erinnerungen und somit auch das Alter entwerten würde. Eine Aufwertung des Alters könne nur mittels der Selbstaufklärung über diese Prozesse und ihrer Veränderung hin zu einer solidarischen Ökonomie erreicht werden.

Sorge und Alter(n)

Nicht zuletzt bildeten die Themen Pflege und Sorge einen Schwerpunkt der Tagung. *Lydia-Maria Quart, M.A. (Berlin)*, untersuchte Formen des nicht-vertraglichen Austausches zwischen Pflegefachpersonen und Pflegebedürftigen. Pflegeverträge seien unsichtbar, weshalb nicht-vertragliche Gaben und Interaktionen für symbolischen Ausgleich sorgen würden.

Für *Prof. Dr. Thomas Klie (Freiburg i. Br.)* bestehe Sorge um die Sorge, da in der individualisierten, eigenverantwortlichen Gesellschaft niemand zur Last werden wolle. Dabei sei die Bezogenheit und Abhängigkeit vom Anderen ein zentraler Pfeiler der menschlichen Existenz. Wider dem ökonomisch-meritokratischen Würde-Begriff ginge es darum zu lernen, sich anderen zuzumuten, und um ‹Gastfreundschaft› gegenüber dem *Homo patiens*.

Eine ähnliche Perspektive nahmen auch die Abschlussvorträge ein. *Prof. Dr. Thomas Rentsch (Dresden)* hielt fest, dass Altern nichts anderes als das Leben selbst sei. Die Einsicht in die eigene Begrenztheit und deren Akzeptanz sei eine Voraussetzung, dass Gesunde und Kranke, Alte und Junge sich gegenseitig verstehen können. In der Perspektive des humanen Alter(n)s ginge es darum, die Kommunikations- und Existenzbedingungen der Älteren zu sichern und im Rahmen einer ethischen Erziehung zu institutionalisieren.

Prof. Dr. Andreas Kruse (Heidelberg) stützte dieses Votum mit dem Argument, dass das Leben als Werk in seiner kommunikativen Qualität im vierten Lebensalter immer wichtiger werde. Präfinale und finale Lebensphasen seien nicht marginal, sondern hinsichtlich der ‹Abrundung des Lebens› zentrale Momente, in denen den ‹Inseln des Selbst› (biographisch-narrative Verdichtungen des Lebens) Relevanz zukomme.

Fazit

Die Tagung entfaltete ein breites Forschungsfeld, auf dem der Begriff des Alter(n)s mal als spezifisches Ensemble heterogener Praktiken, Diskurse und Akteure und mal als allgemeine *conditio humana* diskutiert wurde. Der kulturwissenschaftlich-interdisziplinären Perspektive gelingt es, die verschiedenen und widerstreitenden Aspekte des Alter(n)s in ihrer Gesamtheit – d.h. über die Grenzen des vermeint-

lich klar umrissenen Gegenstandsbereichs hinaus – in den Blick zu nehmen. Getrübt ist dieser Blick allerdings dort, wo etwa Begriffe wie Balance und Lebenskunst unkritisch ins wissenschaftliche Vokabular überführt werden, ohne sie vor dem Hintergrund postfordistischer Formen der Vergesellschaftung gegen den Strich zu brüsten.

Das vollständige Programm der Tagung ist auf www.kulturen-des-alterns.ch zu finden.

Benjamin Gerwoll-Ronca

Buchbesprechungen

BONZ, JOCHEN, SUSANNA BINAS-PREISENDÖRFER und MARTIN BUTLER (Hg.): *Pop/Wissen/Transfers. Zur Kommunikation und Explikation populärkulturellen Wissens*. Berlin: Lit Verlag, 2014 (Populäre Kultur und Medien, 5), 184 S., Ill.

Der Band *Pop/Wissen/Transfers – Zur Kommunikation und Explikation populärkulturellen Wissens* versammelt die Beiträge der vierten Jahrestagung der AG Populärkultur und Medien in der Gesellschaft für Medienwissenschaft, die 2012 an der Universität Oldenburg statt gefunden hat.

Wie die HerausgeberInnen Susanne Binas-Preisendörfer, Jochen Bonz und Martin Butler in der Einleitung schreiben, handelt es sich beim hier angerissenen Feld um ein Forschungsdesiderat, das die drei Bereiche Wissenstransfer zwischen Theorie und Praxis, deren Kommunikation als Übersetzungsleistung sowie Wissenstransfers durch Publikationen umfasst und verbindet. Die neun Beiträge von WissenschaftlerInnen aus unterschiedlichen Disziplinen, darunter Volkskunde, Pädagogik, Film- und Medienwissenschaft – also alles Fächer, die sich gerne als Kulturwissenschaft verstehen – befassen sich mit Fragen und Forschungsfeldern aus dem oben umrissenen Feld.

Christoph Jacke und Martin Zierold gehen in *Das Theorie/Praxis-Missverständnis* auf die oftmals vorherrschende Gleichsetzung von Theorie mit Wissenschaft ein. Dieses Theorieverständnis wird gerne mit dem Vorwurf der Praxisferne an die Wissenschaft gekoppelt, was auch für Forschungsfelder gilt, die per se eine deutliche Praxisnähe aufweisen. Der Legitimationsdruck entsteht nach ihnen durch das Bemühen, die Bedeutung geistes- und kulturwissenschaftlicher Arbeitsweisen zu rechtfertigen. Dabei geht vergessen, dass Theorie und Praxis sich nicht ausschliessende Vorgehen sind, sondern zusammengehören.

Olaf Sanders beschäftigt sich in *Pop/Bildung/Übertragung, der frühe Godard z.B.* mit dem frühen Werk des Filmemachers Godard, das einen deutlichen Wandel aufweist. Er beginnt mit Betrachtungen über populäres Wissen, dem er nachsagt, dass es unterschiedliche Assoziationen aufweise und teilweise auch etwas beliebig wirken könne. Wobei er betont, dass beliebig in seinem ursprünglichen Sinne von lieb, beliebt sein verwendet werde.

Daniel Sip befasst sich in *The Internet is leaking* mit dem viralen Auftreten von Internet-Memes. Als Auslöser der Memes sieht er das massenhafte Auftauchen von Katzenbildern ab 2007. Memes setzen ein Verständnis der dahinterliegenden Spielregeln voraus, die oftmals ins Politische umgewandelt werden.

Bianca Ludewigs Beitrag *Klänge, die weh tun* ist der Subkultur von Hardcore-Techno gewidmet. Dieser in den 1990er Jahren aufgekommene Musikstil steht für sie für einen Auffächerungsprozess. Gewollt ist dabei der «sonische Schock» (S. 66), den man beim Hören erleidet und soll das Entsetzen, wie die Gesellschaft nach neoliberalen Vorbild umgebaut wird, reflektieren. Mit diesem Ziel und den dafür gewählten Mitteln verletzt Hardcore-Techno die Sphäre und Gesetzmässigkeiten der kommerziellen Musik.

Mit dem Wechselspiel oder Transfer von Forschung und Fantum befasst sich Matthias Harbeck in *Wissenstransfer aus dem Fantum in die Comicforschung*. Wie er festhält, ist die Beschäftigung mit Produkten der Populärkultur mittlerweile wissenschaftlicher Mainstream geworden, aber es gibt gewisse Bereiche, die bis heute stiefmütterlich behandelt werden, dazu zählt Harbeck die Comicforschung, deren Institutionalisierung für den deutschsprachigen Raum noch nicht weit fortgeschritten ist. Harbeck zählt einige Ressourcen wie Sammlungen, Datenbanken und Aktivitäten aus dem Bereich auf, denn eine seiner Forderungen ist, dass Comicsammlungen sichtbar werden sollten, respektive dass umfangreiche Quellensammlungen überhaupt erst in öffentlich zugänglichen Bibliotheken

aufgebaut werden sollten. Ein besonderes Problem der Comicforschung resultiert aus dem Umstand, dass in dem Bereich Forschende und Sammelnde oftmals identisch sind, was ihnen den Vorwurf der mangelnden Wissenschaftlichkeit einträgt.

Hier schliesst Kaspar Maases Beitrag *Divergente Codierungen* sehr schön an, denn er befasst sich mit der spezifisch volkskundlichen Perspektive auf das Gewöhnliche und Alltägliche. Populärkultur solle als Netz von sozialen und ästhetischen Praktiken gefasst werden, in das der/die Forschende selbst eingebunden sei. Zentral ist das Erkennen der eigenen Position im Forschungsfeld. Es geht um die «prekäre Stellung des Populären und besonders des Mainstreams in den Anerkennungs- und Gratifikationssystemen akademischer Wissenschaft» (S. 114). Festzustellen ist nach Maase eine permanente Skandalisierung der Populärkultur durch Kritiker und nicht zuletzt auch durch die Produzierenden – vor allem im Kampf um Aufmerksamkeit, Auflage- und Zuschauerzahlen. Ein weiteres Merkmal sei die Generationencodierung der Populärkultur, die jüngere Generation integriere Populärkultur in ihren Lebensstil, um sich von der Elterngeneration abzugrenzen.

Susanne Binas-Preisendörfers Beitrag *Popmusik in Kultur-, Wirtschafts- und Ausbildungspolitik* geht auf den Wandel der Wahrnehmung der Popkultur und -musik ein, die ab den 1980er Jahren nicht mehr als Ausdruck des drohenden Untergangs des Abendlands verhandelt, sondern als «Sozialisationsinstanzen» (S. 126) wahrgenommen werden. Eine Entwicklung, die sich ab dem Zeitpunkt auch in verschiedenen Aktionen und Ausbildungsgängen zum PopmusikerIn in Deutschland ausdrückt.

In *Das Wissen der Praktiken und die Grenzen seiner Transferierbarkeit* beschäftigt sich Thomas Alkemeyer mit Fragen nach den sozialen Praktiken, die nach dem verschiedentlich ausgerufenen «practical turn» (S. 141) seit einiger Zeit im Zentrum des kulturwissenschaftlichen Interesses stehen. Er befasst sich mit diesem Thema anhand der spezifischen Bewegungsmuster im Sport, die über Lehrbücher nur bedingt vermittelt werden können, sondern in der Interaktion erlernt und ausprobiert werden müssen.

Der Darstellung historischer Themen im Fernsehen nimmt sich Julia Oppermann in *Vergangenheit im Fernsehen: Die Deutschen im ZDF* an. Bei diesem gute Quoten erzielenden Format handelt es sich um eine Geschichtsdokumentation, die «nach den historischen Wurzeln des Landes und der Entwicklung einer deutschen Kollektividentität» (S. 155) seit dem 8. bis in 20. Jahrhundert fragt. Mit der Suche nach einer kollektiven Identität ist dieses Format einem höchst umstrittenen Konzept verpflichtet. Allgemein hält sie fest, dass sich das Fernsehen in den letzten Jahren zu einem der beliebtesten Mittel der Geschichtsaneignung entwickelt hat, was es zu einer aufschlussreichen Quelle für Alltags- und Mentalitätsgeschichte macht.

Die neun Beiträge zeigen durch die behandelten Bereiche, dass Wissenstransfer oder -popularisierung in sehr verschiedenen Feldern auftritt, und es allemal Wert ist, untersucht zu werden. Die durch Beitragende aus unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen erreichte Multiperspektivität oder Interdisziplinarität ist zugleich Stärke des Bandes, der zeigt, dass eine Pluralität der Zugänge und Forschungsfragen vorherrscht, zugleich aber auch eine Schwäche, da es in der Tendenz schwer fällt, eine genaue Linie in der Argumentation und der Beschäftigung mit den Prozessen des Wissenstransfers auszumachen.

Meret Fehlmann

SABINE EGGMANN UND KAROLINE OEHME-JÜNGLING (Hg.): *Doing Society: «Volkskultur» als gesellschaftliche Selbstverständigung*. Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, 2013.

dms/sgv/publikationen/DOING-SOCIETY_2013/DOING%20SOCIETY_2013.pdf

Mit dem Gerundium «doing» haben die Kulturwissenschaften den Ansatz des sozialen Konstruktivismus vorerst aus der Ethnomethodologie heraus nachvollzogen und zwischenzeitig mit diskursanalytischer Methodik verbunden. Sie drangen so auf die Ebene vor, die Barbara Kirshenblatt-Gimblett mit dem Begriff «metacultural practices» bezeichnet hat. Wenn man seit den 1980ern von «doing gender» spricht, geht es nicht um das unhinterfragte Erleben von Geschlecht als einer gesellschaftlichen Institution, sondern um dessen Konstruktion über Interaktion und Performanz; wenn Elisabeth Timm über «doing kinship» forscht, geht es ihr nicht wie etwa noch Malinowski um die kulturspezifische Erfassung der Institution Ehe und Verwandtschaft, sondern darum wie Menschen das Verwandt-Sein zum Gegenstand von einem Hobby wie etwa der genealogischen Forschung machen. Die rein digital erschienene Publikation *Doing Society* (als gratis download über diesen Link aufzufinden: dms/sgv/publikationen/DOING-SOCIETY_2013/DOING%20SOCIETY_2013.pdf) wirft ihre Aufmerksamkeit darauf, wie reflektierte Formen von Kultur – wie hier eben «Volkskultur» – gesellschaftlich verhandelt werden. Der Band erwuchs im Anschluss an ein Basler National-

fonds Projekt, das sich in eben dieser Manier mit der Rolle von «Volkskultur» auseinandersetzt. Die Herausgeberinnen luden ein: «Unter der Perspektive der gesellschaftlichen Selbstverständigung [...] anhand konkreter, empirischer Beispiele aus dem weit gestreuten und international ausgreifenden Feld der «Volkskultur» die darin entworfenen, verhandelten und praktizierten Konstruktionen eines gesellschaftlichen Selbst» nachzuvollziehen» (S. 9).

Den Auftakt für die zehn so zusammengekommenen Beiträge bildet Sabine Eggmanns Kapitel *Doing Society: Was «Volkskultur» und «Gesellschaft» verbindet. Eine theoretische Einleitung*, das den Buchtitel vertieft und Selbstverständigung über zentrale Begriffe als gesellschaftliches Anliegen der Moderne herausarbeitet. Gleichzeitig integriert dieser Beitrag auch kurze Vorstellungen der neun weiteren Beiträge. Für Eggmann ergibt sich aus dem Forschungsprojekt sowie einem weiteren Beitrag, den sie hier beisteuert (*«Volkskulturelles» Kontingenzmanagement – Zur diskursiven Begriffsarchitektur von «Volkskultur» am Anfang des 21. Jahrhunderts*) eine Fortführung ihrer 2009 erschienen Dissertation *«Kultur» – Konstruktionen: die gegenwärtige Gesellschaft im Spiegel volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Wissens* und eine Exemplifizierung des Handelns von und mit dem Kulturbegriff. Durch die diskursive Anlage der Fallstudien soll es auch Gelingen, «die Frage nach der Position der Kulturwissenschaft» zu beantworten: Kulturwissenschaft hat keinen privilegierten Status fern einer gelebten Wirklichkeit, vielmehr wird sie «zu einer von vielen AkteurInnen, die sich in dem Feld des gemeinsamen Ordens gesellschaftlicher Zusammenhänge bewegen und positionieren» und steuert «Anteile für die zeitspezifische Vergesellschaftung» bei (S. 25–6). Beide Beiträge von Eggmann arbeiten neue und neueste gesellschaftstheoretische Literaturen ein, verbinden diese mit der schon länger zurückliegenden, selbstreflexiven Debatte aus dem eigenen Fach um Begriffe und deren Wirkung und Wirken und zeichnen sich in ihrem Engagement sowohl um Klärung wie auch Akzeptanz der fachlichen, gesellschaftlichen Positionierung aus.

Die weiteren Kapitel untersuchen diese Versuche der Selbstverständigung in vier Sektionen gruppiert mittels der Fragewörter *was*, *wozu*, *wie* und *wo*. Sie gewichten in unterschiedlicher Weise Wissenschaftsgeschichte und verschiedene Fälle, die den Transfer von verschiedentlich gefestigten Konstrukten und Ideologemen von Volkskultur nachvollziehen. Unter *WAS: Selbstbeschreibungen, -analysen, -reflexionen* besticht v.a. Friedemann Schmolls differenzierter Rundumschlag in wissenschaftshistorischer Absicht zu Ebbe und Flut des Volkskulturbegriffs in deutschsprachiger Kulturwissenschaft und gesellschaftlichem Gebrauch. Philipp Herzog stellt die Formierung und Nutzung des Begriffs in Estland v.a. vor 1989 vor. Rainer Egloff und Jacqueline Huber versuchen, eine gesellschaftliche Verständigung zu Volkskultur im Kontext der USA der vorletzten Jahrhundertwende und des frühen 20. Jahrhunderts nachzuzeichnen. Dies fällt insofern problematisch aus, da das Zusammenspiel von Gesellschafts- und Universitätspolitiken unterbeleuchtet bleibt und das in einem «doing society» enthaltene spätmoderne Hinterfragen und «Praktizieren» von kulturellen Begrifflichkeiten nicht eins zu eins auf die Dynamiken einer *settler society* gut hundert Jahre früher übertragen werden kann trotz aller europäischen Folien, die eingangs eine Rolle spielten. Da fast die gesamte, äusserst reichhaltige angloamerikanische Sekundärliteratur zur soziopolitischen Formierung von ethnologisch-ethnographischen Disziplinen nicht konsultiert wurde (Ausnahmen sind Douglas Cole und Regna Darnell, weder George Stocking, Henrika Kucklik noch Rosemary Zumwalt, um nur einige zu nennen, noch die Buchserie *History of Anthropology* oder der *History of Anthropology Newsletter* wurden offenbar konsultiert, obwohl hier überall Analysen der untersuchten Akteure in ihren jeweiligen Kontexten zu finden gewesen wären), bleibt ob diesem von starken Thesen getragenen Beitrag ein schaler Geschmack im Mund.

In der zweiten Sektion, betitelt *WOZU: Ziele zugunsten gesellschaftlicher Kohärenz*, findet sich neben dem bereits erwähnten Eggmann-Kapitel ein Beitrag von Peter Hörz, der anhand sorgfältiger Analyse der Bildsprache von Eisenbahnbildbänden und -prospekten und deren Arbeit mit den Polen Tradition und Moderne, die verschiedenen Thesen, auch aus unserem Fach, zu Volkskultur als Kompensation neu reflektiert und den Einsatz bzw. die Instrumentalisierung des Volkskulturellen in der Ermunterung zur Akzeptanz des Modernen thematisiert. Im Abschnitt *WIE: Medialität und ihre Funktion beziehungsweise Potenz* untersucht Christine Müller Horns Kapitel, das auf ihrer zur Zeit an der ETH Zürich laufenden Dissertation aufbaut, den wandelnden Nutzen volkskultureller Artefakte, Praxen und Imaginarien an Weltausstellungen seit 1851. Angesichts der dichten und internationalen, kulturwissenschaftlichen Literatur zu Landes-, Welt- und Industrieausstellungen wäre hier ein vergleichender, über die Primärquellen hinausgehender Blick wertvoll gewesen (im deutschsprachigen z.B. Alexa Färbers Dissertation *Weltausstellung als Wissensmodus* von 2005), war doch die Nutzung von Kultur bzw. Volkskultur geradezu Standard selbst der frühesten Industrieausstellungen – in der Darstellung der geerdeten Ressource Kultur vis-à-vis der Höhenflüge der Ressource Innovation.

Die Sektion *WO: Felder und Praxen der Selbst(re)produktion* versammelt drei Fallbeispiele, beginnend mit Simone Eggers «Servus Heimat», gleichzeitig ein Vorgeschmack auf ihre seither erschienene Buchpublikation *Heimat: wie wir unsern Sehnsuchtsort immer wieder neu erfinden* (2014). In diesem Kapitel wird das Referenzsystem Volkskultur im urbanen Raum München historisch nachvollzogen, während Maike Schmidt die Nutzung des Volkskulturellen in der nordfriesischen Vereinsarbeit dokumentiert. Der Band schliesst mit Franziska Schürchs leicht zu beantwortenden Frage *Der Cervelat oder: kann man «Volkskultur» essen?* Wie alle hier präsentierten Fallstudien stützt sich auch Schürchs Beitrag stark auf Primärquellen ab und kann die Verhandlung einer – der vielen – Schweiz-EU Krisen anhand einer archetypischen Schweizerwurst aufzeigen.

Beim Rezensieren ergab sich für mich, dies sei mir als abschliessende Randbemerkung erlaubt, ein Bewusstwerdungsprozess zu ganz pragmatischen Aspekten des «Doing Buchbesprechung». Obwohl man inzwischen sehr viele wissenschaftliche Texte digital liest, fordert einen das digitale Buch heraus, sich weitere Techniken des Digitalen wie etwa des Markierens, des effizienten Scrollens und Vergleichens anzueignen. Der Wegfall der Haptik – oder in meinem Fall der Versuch, ohne einen Papierausdruck auszukommen – bedarf der Übung; ob Blättern eine andere Verarbeitung von Inhalten erzeugt als Scrollen wird sich zeigen müssen. Dem rezensierten Text bzw. Buch wäre ein breites Interesse zu gönnen, welches hoffentlich auch ohne Buchdeckel der Fall sein wird. *Regina F. Bendix*

MARIANNE HELFENBERGER: Das Schulhaus als geheimer Miterzieher. Normative Debatten in der Schweiz von 1830 bis 1930. (Diss. Univ. Bern 2013) Bern: Haupt, 2013, (Prisma, 18), 303 S., Ill,

Die Autorin untersucht einen Zeitraum von 100 Jahren am Beispiel des Schulhausbaus im Kanton Zürich. Die sehr sorgfältige Arbeit führt durch Berge von Akten, Berichten, Protokollen, Verordnungen, Gesetzessammlungen und Musterpläne, berücksichtigt aber auch Zeitschriften- und Zeitungsartikel. Dabei kommt viel mehr zur Sprache als nur der Schulhausbau, doch der Fokus auf diese Frage bewährt sich als roter Faden, der sicher von den Anfängen im 19. Jahrhundert zu den damals topmodernen Schlussfolgerungen von 1930 führt. Als geisteswissenschaftliche Arbeit rührt sie doch an juristische Fragestellungen und Arbeitsmethoden: Wer sind die Akteure? Was ist ihre Motivation? Wer setzt sich durch? Welche Argumentationen überzeugen welches Publikum? Ist der Schulhausbau tatsächlich ein pädagogischer Miterzieher, oder wird ein Ideal geistiger Heimat hineininterpretiert?

Ein grosses Verdienst der Autorin ist, dass sie ihre Arbeit am Schluss minutiös und doch gut lesbar zusammenfasst, sodass die Entwicklung der Schule am Beispiel des Kantons Zürich klar hervortritt. Andere Kantone durchlaufen ähnliche Entwicklungen, sodass die Arbeit über die regionale Bedeutung des ausgewählten Gebiets hinausgeht und wir einen Beitrag zur Schweizer Geschichte erhalten. Schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts setzt eine Bauwelle ein, denn vor allem in ländlichen Gegenden fehlt es an Schulzimmern, Schulhäusern und Lehrerwohnungen. Die *Anleitung von 1835* versucht in Zusammenarbeit von Erziehungsrat, Gemeinde- und Bezirksschulpflegen die Anforderungen zu reglementieren und zu normieren, damit ein befriedigender Standard erreicht werden kann. Dabei kommen Forderungen nach Luft und Licht sowie nach gesunder Heizung und nach Toilettenanlagen zur Sprache, und diese Forderungen halten sich konstant durch alle folgenden Debatten. An ihnen lässt sich die Entwicklung der Zeit ablesen. Denn die Heizung und die Toiletten werden technisch immer besser gelöst und sind Ausdruck der Modernität des Schulhausbaus. Licht und Luft sollen der Gesundheit der Schülerinnen und Schüler dienen. Dabei wird die Gefahr vermehrter Kurzsichtigkeit festgestellt und mit der Einrichtung grosser Fenster bekämpft. Hier kommen neben Beamten, Pfarrern und Lehrern erstmals Ärzte zur Sprache (1867). Der Erziehungsrat wird immer direkter, er zieht Experten bei, und die Lehrer und Schulpflegen verzichten weitgehend auf eigene Initiativen. Sie sehen ihre Aufgabe im Unterrichten, nicht im Planen des Schulhauses. Die Lehrerwohnung (eine Parallele zum Pfarrhaus) wird 1900 aus dem Schulhaus ausgelagert, auch dies aus hygienischen Gründen. Spezialräume für weibliche Arbeiten (Arbeitsschule) und ein freier Platz zum Turnen werden schnell obligatorisch (1859), beheizbare Turnhallen hingegen werden, da kostspielig, erst 1890 auf Druck des Bundes eingeführt, der die regelmässige Körperertüchtigung der männlichen Jugend für den Militärdienst fordert und auch subventioniert.

Nach 1900 treten nun professionelle Akteure auf, die sich um den durchaus lukrativen Kuchen der Schulhausbauten streiten. Es sind dies freischaffende Architekten, die bei Wettbewerben Pläne einreichen und dabei in Konflikt mit kantonalen Beamten des Bauwesens und der Städteplanung geraten. Das Schulhaus wird vom «Nutzkasten» zum Kunstbau stilisiert, die Reformpädagogik plä-

diert für eine vom Kind erfahrbare Ästhetik, damit das Schulhaus seiner Jugendzeit zu einem Stück Heimat wird und so Verbundenheit mit diesem Ort und diesem Land entsteht. Hier setzt der Begriff des Schulhauses als geheimer (oder stiller) Miterzieher ein.

Wie geht es 1930 weiter? Die Pädagogik der 60er Jahre im 20. Jahrhundert wäre das nächste Kapitel. Heute stellen sich Fragen wie der Einfluss der Computer auf Augen und Rücken der Schülerinnen und Schüler, aber auch Varianten zum Frontalunterricht, manuelle Arbeiten neben virtuellem Unterricht. Der Schulhausbau hat sich ergiebiger gezeigt als erwartet, allerdings nicht unbedingt aus pädagogischer als vielmehr aus gesellschaftlicher Sicht.

Paula Küng-Hefti

SUSANNA KOLBE: *Da liegt der Hund begraben. Von Tierfriedhöfen und Tierbestattungen.* Marburg: Jonas Verlag, 2014, 136 S., Ill.

Das Buch *Da liegt der Hund begraben* von Susanna Kolbe behandelt das Thema Tierbestattungen. Laut ihr stellen diese, spätestens seit 2012 in der *Zeit online* der Tierbestatter zum Beruf der Woche gekürt wurde, einen Trend dar. Es handelt sich folglich um keine Marginalie, sondern um einen Teil der Alltagskultur und -praxis.

Kolbe betont, dass man heute zwar von einem verstärkten Trend ausgehen kann, der aber Vorläufer bis in die Frühe Neuzeit vorweisen kann, denn viele historische Gedenk- und Grabsteine von Hunden zeugen von der Tierliebe – besonders des Adels. Im ausgehenden 19. Jahrhundert wurden in England und den USA die ersten Tierfriedhöfe eröffnet. Dabei handelt es sich um vergleichbare Vorläufer der heutigen Tierbestattungen, die auch von einem vielfältigen und breitgefächerten Dienstleistungsangebot begleitet werden.

Nach Kolbe charakterisiert sich die Bindung zum Heimtier durch Gefühle, so passt für diese Kategorie von Tieren auch die im Amerikanischen seit einigen Jahren verbreitete Bezeichnung als *companion animal* gut, da in dieser Benennung die Bindung zwischen Mensch und Tier im Zentrum steht. Sie argumentiert, dass der Tiertod heute anders als der Menschentod zu Hause stattfindet, somit unmittelbarer erlebbar ist als der Menschentod. Es drängt sich ihrer Meinung vor allem die Frage nach dem Umgang mit dem toten Körper der Heimtiere auf. War früher die Abgabe der toten Körper beim Abdecker aus hygienischen Gründen obligatorisch, so steht dem heute eine Vielzahl an Möglichkeiten gegenüber, die aber oft von Auflagen begleitet sind. Hier springen Tierfriedhöfe und Tierbestatter ein. Ebenso beliebt sind Online-Friedhöfe für Tiere (ein Beispiel unter vielen ist <http://www.regenbogenbruecke.com>, wo eine online-Gedenkstätte für das eigene Tier zusammengestellt werden kann). Kolbe hält weiter fest, dass Tierfriedhöfe bis heute vor allem ein städtisches Phänomen sind. Ausnahmen stellen bis heute die ländlichen Tierfriedhöfe dar. Diesen Befund kann man als eine Bestätigung der These verstehen, dass die Urbanisierung seit dem 19. Jahrhundert zu einer Verdrängung der Wahrnehmung der Tiere geführt hat. Spätestens im Laufe des 20. Jahrhunderts verschwanden die Wild- und Nutztiere langsam aber sicher aus dem Raum und damit dem Alltag der meisten Menschen. Heimtiere hingegen erhielten oder eroberten sich neue Räume und damit neue Bedeutungen und damit neue Deutungsmuster. In dieser bis heute anhaltenden Entwicklung steht die Beziehung zwischen Mensch und Tier im Zentrum. Diese Entwicklung drückt sich auch in der grossen Liebe zu den wenigen Tieren, die man noch in seiner Nähe erlebt und erlaubt, aus. Eine Liebe, wie es das Beispiel der Tierfriedhöfe zeigt, die über den Tod hinausgeht.

Ein grosser Pluspunkt des Buches sind die vielen Photographien, die von der Besichtigung von verschiedenen Tierfriedhöfen Deutschlands zeugen und Veränderungen in der Gestaltung von Tiergräbern offenlegen. Eine weite Fotostrecke ist ebenfalls dem französischen *Cimetière des chiens* gewidmet. Frankreich hat mit dem um 1900 gegründeten *Cimetière des chiens* in Asnières-sur-Seine ein prominentes Beispiel, das als regelrechtes Kulturdenkmal gelten kann, und zudem auf eine bewegte Geschichte blicken kann, denn in den 1980er Jahren sollte der Tierfriedhof geschlossen werden. Diese Schliessung konnte abgewandt werden und der *Cimetière des chiens* hat bis heute Bestand. Die Fotostrecke belegt die Trauer, aber auch den Gestaltungswillen der reichen Tierbesitzer vor allem aus dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. Zudem werden so auch Veränderungen in der Gestaltung der Denkmäler gegen Ende des 20. Jahrhunderts sichtbar – vor allem das Anbringen von Photographien der verstorbenen Tiere sticht ins Auge.

Abschliessend lässt sich festhalten, dass es sich bei *Da liegt der Hund begraben* um ein zwar anregendes Buch handelt, das durch die vielen Photographien der unterschiedlichen vorgestellten Tierfriedhöfe besticht und so auch Ausdruck der sich wandelnden Sepulkralkultur ist. Jedoch, und das muss auch gesagt werden, enttäuscht das Buch etwas, weil es sich viel zu wenig in den seit einigen Jahren auch in der deutschsprachigen Wissenschaft blühenden Bereich der so genannten *animal studies* einschreibt. Momentan kann nämlich der

Formierung eines neuen wissenschaftlichen Studienfeldes beigevoht werden. Die Forschungsrichtung der *animal studies* untersucht den Wandel des Mensch-Tier-Verhältnisses unter Entwicklung von theoretischen Positionen. Daran sind verschiedene Disziplinen beteiligt, die sich mit unterschiedlichen Zugängen, Fragestellungen und Forschungsmethoden dem Tier nähern. Diese anregende Wissenschaft der Tiere hat sich in den letzten Jahren deutlich verändert und weiter entwickelt. Sie versucht z.B., die Gefühlsgeschichte mit der Tiergeschichte zu verbinden, wofür gerade Tierbestattung und -friedhöfe ein aussagekräftiges Beispiel bilden. So gesehen vermag das Buch vor allem durch seinen photographischen, dokumentarischen Teil zu überzeugen, während es sonst eher als eine verpasste Gelegenheit auf die Seite gelegt werden muss. *Meret Fehlmann*

CHARLOTTE LÖFFLER: *Gewohnte Dinge. Materielle Kultur und institutionelles Wohnen im Pflegeheim*. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2014 (Studien & Materialien des Ludwigh-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 47), 105 S., Ill.

Charlotte Löffler untersucht mit der vorliegenden Studie *Mensch-Ding-Beziehungen* (S.7) im Stuttgarter Altenpflegeheim Haus Franziska und will so zur Beantwortung einer Frage mit beitragen, die der Schriftsteller Arno Geiger folgendermassen formuliert hat: «Was braucht der Mensch an Dingen bis zu seinem Tod?» (S. 7). Die auf der Magisterarbeit der Autorin basierende Publikation schlägt damit eine Brücke zwischen zwei Forschungsfeldern: Hierbei handelt es sich einerseits um den fachlich lange etablierten Arbeitsbereich zur materiellen Kultur und andererseits um die sich erst seit einigen Jahren intensivierende kulturwissenschaftliche Alter(n)sforschung.

Der Inhalt des rund 100 Seiten umfassenden, bebilderten Bandes verteilt sich auf insgesamt 9 Kapitel: Nach der Einleitung skizziert Löffler zunächst das *Forschungsfeld* sowie das *Forschungsdesign* und geht anschliessend auf den *Umzug ins Pflegeheim*, den *Wohnalltag im Pflegeheim* wie auch die *Dinge am Ende* ein, um dann mit einigen weiterführenden Perspektiven, einem Nachwort sowie dem Literatur- und Quellenverzeichnis zu schliessen.

Ihre Ausgangsannahme, «dass die Menschen viele Erinnerungsstücke mit ins Pflegeheim nehmen und von den damit verbundenen Geschichten erzählen würden» (S. 9), sieht Löffler schon bei den ersten Annäherungen an das Forschungsfeld nicht bestätigt. Sie rückt entsprechend von einer Konzentration auf derart herausragende «Erinnerungsstücke» ab. Stattdessen fokussiert ihr Ansatz drei übergeordnete Zusammenhänge: 1.) den Heimeintritt und hiermit verbundene Prozesse des Verlustes, der Weitergabe und der Aufbewahrung spezifischer Dinge (S. 47ff.); 2.) Praktiken der Raumeignung, die sich auf materielle Artefakte stützen und die u.a. im Kontext der identitären Selbstverortung sowie der Markierung und des Schutzes der Privatsphäre bedeutsam sind (S. 59ff.); 3.) Situationswahrnehmungen der befragten Personen – in deren Rahmen das Pflegeheim etwa als Transit-Raum zwischen Leben und Tod bewertet wird – und die Auswirkung dieser Wahrnehmungen auf materielle Raumgestaltungspraxen (S. 85ff.). Die Quellengrundlage hierfür sind insgesamt zehn Gespräche mit BewohnerInnen des Hauses Franziska, die Beobachtungen während dieser zehn Hausbesuche sowie ein Gespräch mit dem Leiter der Einrichtung. Methodisch werden Anleihen bei dem Verfahren des qualitativen Interviews und bei der grounded theory gemacht.

Im ersten Studienteil zeigt Löffler zunächst, dass der Übergang in das Haus Franziska für die Mehrheit der BewohnerInnen ein ungeplanter ist, da dieser zumeist in direktem Anschluss an einen Krankenhausaufenthalt erfolgt. Die Auflösung des zuvorigen Haushaltes wird deshalb in der Regel von Angehörigen organisiert: «Sie entscheiden letztlich über den Wert der Dinge und ihren weiteren Weg» (S. 52). Gemeinsam ist den hochbetagten GesprächspartnerInnen dabei der Wunsch, «dass ihre Dinge in der Familie bleiben» (S. 55). Für Löffler kommt hierin das Bestreben der BewohnerInnen zum Ausdruck «ihre Identität auch über ihren Tod hinaus zu bewahren» und zwar «durch die Weitergabe von persönlichen Objekten an ihre Nachkommen» (S. 56). Gleichwohl sind sich die Befragten oftmals auch bewusst, dass einige ihrer subjektiv wertvollen Besitztümer in den Augen der Angehörigen kaum wertvoll sind und «der Kategorie Abfall zugeordnet werden» (S. 56). Auf diese Möglichkeit reagieren sie, indem sie einerseits ausgewählte Gegenstände aufheben und andererseits «einen Schlussstrich unter den größten Teil ihrer dinglichen Welt» (S. 57) ziehen.

Im zweiten Studienteil geht es dann um die «konkrete An- und Abwesenheit von Dingen und ihre identitätsstiftende Funktion» (S. 59). Löffler beobachtet zunächst eine verbreitete «Gleichgültigkeit den Dingen gegenüber» (S. 66). Diese werden von den BewohnerInnen also zumeist nicht explizit als emotional bzw. identitär bedeutsame «Haltepunkte» beschrieben, sondern vornehmlich in Hinblick auf ihren Funktionswert wahrgenommen. Gleichwohl handelt es sich hierbei nach Löfflers Einschätzung um «gewohnte Dinge» (S. 66), die – wenn auch vielfach unbewusst – durchaus von hoher sub-

jektiver Relevanz sind. Das wird vor allem am Beispiel von privaten Fotografien verdeutlicht. Als «materialised memories» (Dazin/Frohlich, S. 71) verweisen sie auf biographisch-familiäre Zusammenhänge und sind zugleich «Vertrautheitssignal, Erinnerungsmotor und Dekoration» (S. 74). Die Platzierung von Fotos an Wänden und Möbelstücken stellt nicht zuletzt ein wichtiges Element des «aktiven Raumanneignungsprozesses» (S. 73) dar: Fotos markieren eine territoriale Privatsphäre, die jedoch hochgradig prekär ist. Denn aus den pflegerischen Routinen resultieren beständige Überschreitungen sowohl räumlicher als auch körperlicher Grenzen zwischen Privatheit und institutioneller Öffentlichkeit. Diese strukturelle Prekarität des Privaten wirkt sich wiederum auf artefaktbezogene Praktiken aus: «Der Schutz vor Diebstahl und Zerstörung ist ein weiteres Motiv dafür, warum im Heim auf Dinge verzichtet wird» (S. 82).

Es sind Gründe wie der ungeplante Heimübergang, die zumeist fremdbestimmte Haushaltsauflösung oder die Furcht vor dem Verlust von Besitztümern, die dafür sorgen, dass die BewohnerInnen die im Haus Franziska zur Verfügung stehenden «Möglichkeiten zur Mitnahme von Persönlichem und zur Gestaltung des Zimmers» (S. 85) nicht vollständig ausnutzen. Eine existenzielle Ursache hierfür thematisiert Löffler im dritten und letzten Studienteil: «Zuviel Herzblut und Liebe in die Gestaltung des Zimmers zu stecken lohnt sich aus Sicht der meisten Bewohner im Hinblick auf die Kürze der verbleibenden Lebenszeit nicht mehr» (S. 88). Das Altenpflegeheim Haus Franziska wird hier als institutionelle «Zwischenstation vor dem Tod» (S. 85) identifiziert, in der die BewohnerInnen einen für ihre Lebenssituation charakteristischen Stil des Dingbezugs und der Einrichtung entwickeln. Damit kommt Löffler auf ihre von Arno Geiger entlehnte Ausgangsfrage zurück: «Was braucht der Mensch nun am Lebensende an Dingen? Nicht viele» (S. 93). Gleichwohl sind es so vermeintlich «geringe» Dinge wie Malbücher, Videosammlungen oder Fotografien, die «den Alltag bunter machen», die «einen Raum personalisieren und Nähe zu Abwesenden erzeugen» und die «die Eingewöhnung erleichtern und im Stillen Kontinuität vermitteln» (S. 93).

Zusammenfassend gelingt es Löffler exemplarisch aufzuzeigen, welche Rolle die materielle Kultur im Leben solcher hochbetagter Menschen spielt, die in einer Institution der Altenpflege leben. Nachvollziehbar wird so, inwiefern es nicht nur gesundheitliche, psychologische, soziale oder auch monetäre Faktoren sind, die diese spezifische Situation des Lebens im hohen Alter grundlegend beeinflussen, sondern eben auch «gewohnte Dinge». Die kurzweilige Lektüre der sprachlich sehr klaren Studie zeigt ebenfalls worin ein besonderes Potenzial der kulturwissenschaftlichen Alter(n)s-forschung liegt: das ist die qualitativ-feinfühligere Analyse vermeintlicher «Selbstverständlichkeiten» des Alter(n)s, wobei im vorliegenden Fall die kaum hinterfragten Alltagsdinge im Pflegeheim in ihrer subjektiven Bedeutung veranschaulicht werden. Konzeptionell weiterführen ließen sich Löfflers Einsichten durch eine Auseinandersetzung mit solchen (sozial-)gerontologischen Ansätzen, die die Phänomene der Gerotranszendenz, der Generativität und der Reminiszenz behandeln. Interessant wäre auch ein vertiefter Anschluss an das internationale Forschungsfeld zu institutionellen Wohn- und Lebensformen im Alter. Ein solcher Anschluss würde der Deutung vom Altenpflegeheim als «Zwischenstation vor dem Tod» weitere Perspektiven hinzufügen, wie sie die BewohnerInnen in Bezug auf derartige Einrichtungen entwickelt haben. Besonders interessant dürfte die vorliegende Arbeit also für drei Personenkreise sein: 1.) All jene, die zu Fragen der materiellen Kultur des hohen Alters und/oder zu Institutionen der Altenpflege arbeiten; 2.) All jene, die Phänomene der Gerotranszendenz, Generativität und Reminiszenz thematisieren und dazu Erkenntnisse einbeziehen möchten, die auf den deutschsprachigen Raum fokussieren; 3.) PraktikerInnen der Altenhilfe und -pflege, die empirisch fundierte Einsichten zum Stellenwert von «gewohnten Dingen» in institutionellen Settings benötigen.

Heinrich Grebe

MARC VALANCE: Die Schweizer Kuh. Kult und Vermarktung eines nationalen Symbols. Baden: Hier + Jetzt, 2013, 211 S., 253 Abb.

253 hochwertige Abbildungen rund um die Schweizer Kuh machen diese Veröffentlichung zum bunten Prachtsband, der eine «Kulturgeschichte in Bildern» vorgibt und «unsere liebe Kuh» (S. 6) facettenreich in allerlei Posen, Szenen und Bühnen auftreten lässt. Die Auftritte der Schweizer Kuh werden gebündelt präsentiert, was zu neun Kapiteln führt, die ihrerseits durch eine bis zwei Seiten Text jeweils inspiratorisch gestützt werden. Als nützlich erweist sich, dass die Bilder auch im Text genau positioniert werden, so dass man deren Auswahl und Zusammenhang nachvollziehen kann. Die Einleitung des stattlichen Buches holt weit aus, um für die Kuh als Symbolträgerin zu sensibilisieren – «das Grundtier unserer Kultur, die ursprüngliche Versorgerin, das Nahrungs- und Wärme-

zentrum des Hausstandes. Mit ihr verbinden wir Begriffe wie Mütterlichkeit, Wärme, Friedfertigkeit, Liebe [...] ihr Symbolwert ist unschätzbar und für viele Zwecke zu nutzen [...] als Garantin der Werte, die wir der Schweiz zuschreiben: Ursprünglichkeit, Natur, Gesundheit; Tradition, Qualität, Verlässlichkeit [...] Die neue Aufmerksamkeit, die sie beim Publikum genießt, hat die Kuh in einen höheren Stand erhoben [...] In gedruckten und elektronischen Medien wird anlässlich von Alpabfahrten und Viehschauen oft über sie berichtet [...] Die alte bäuerliche Welt geht unter, was von ihr bleibt, ist in der künstlichen Landschaft – viele nennen sie die «Natur» – die Kuh.» (S. 6–9).

Die *Heimatkuh* eröffnet das erste Sachkapitel und sucht dabei «Sehnsucht nach der heilen Welt» (S. 12–35). Dieser Gemütszustand verbindet sich mit vielen Orten, so mit der Vergangenheit, mit Brauchtum sowie nunmehr auch mit dem Spiel. Das *Wappentier* (S. 36–61) führt klassische Paarungen von Kühen und Repräsentationen der Schweiz vor, darunter zum Beispiel die Friedenskuh und die modernen Maskottchen. Wie vielseitig die *Politikkuh* ist (S. 62–85), zeigen Bilder und Metaphern rund um die «heilige Kuh», die zu melken verschiedene Nutzungen zulässt. Ähnlich ergeht es der *Medienkuh* (S. 86–99). Sie wird gerne an Schnittstellen zwischen Altem und Neuem, Ländlichem und Städtischen eingesetzt. In ihrer Nähe weidet die *Werbekuh* (S. 100–119). Sie verkörpert sich als einmaliges Qualitäts- und Seelentier und steht für Verlässlichkeit, Seriosität und Kraft. Ihre Verwandlung zur gewitzten und agilen Figur «Lovely» verrät ihr fast grenzenloses Potential.

Die *Souvenirkuh* (S. 120–143) führt uns vor, dass mit ihr auch in verdinglichter und miniaturisierter Form zu rechnen ist. Volkskunst, Serienproduktion, Gebrauchsgüter, Ethnotrend und Swissness markieren hier das Gelände und eine seit langem betriebene Verkultung. Zum kämpferischen Element führt weiter die *Spiel- und Sportkuh* (S. 144–157), etwa im Lego-Spielzeugsortiment, an den jährlich wiederkehrenden prestigeträchtigen Kuhkämpfen im Wallis, während der Dressur in der Kuhschule vor den Toren Zürichs oder im funreichen Kuhfladen-Golf. Einen festen Platz weist die Appenzeller und Greyerzer Senntumsmalerei der Kuh als *Kunstkuh* (S. 158–180) zu, wobei sich das von Laien gestützte populäre Genre aus der bürgerlichen Möbelmalerei des 19. Jahrhunderts durchsetzte. Das abschliessende Kapitel *Leben und Tod* (S. 181–209) nimmt die diversen Kuhrassen vor dem Hintergrund von Schweizer Kuhlanschaften ins Visier, thematisiert ihre Leistungskraft sowie Zuchtbedingungen. Hohe Rentabilität und kurzes Leben reinrassiger Kühe begegnen sich spätestens im Schlachthof.

Zusammenfassend sei angemerkt, dass die vorliegende Veröffentlichung als gelungen zu bezeichnen ist und dem vorgegebenen Ziel, eine Kulturgeschichte in Bildern zu liefern, durch den gesamten Band hindurch verpflichtet bleibt. In dieser Bild-Text-Relation kommt die hier gewählte Präsentation frisch, innovativ und plausibel daher. Sie wählt tatsächlich neue Pfade und Verweilorte für die Schweizer Kuh, kommt aber häufig auch wieder auf ihre traditionellen, sprich: angestammten Weideplätze zurück. Damit produziert sie selber eigene Problemzonen, die im Buch als solche ungelöst verbleiben. Zum einen fragt sich, auf welche Kulturgeschichte die Bilder ausgerichtet werden, zum anderen lässt die Typologiebildung der Kühe angesichts diverser Überschneidungen eine gewisse Beliebigkeit erkennen: So rücken Heimatkuh und Kunstkuh, aber auch Medienkuh, Werbekuh sowie Souvenirkuh zusammen. Umgekehrt erweist sich gerade die «offene» Vielfalt möglicher Erscheinungsorte, -formen und -funktionen der Schweizer Kuh als gewinnbringend – es gelingt dem Verfasser immer wieder von Neuem, bei der Leserschaft mittels Bildkraft und Textelementen allerlei Inspirationen auszulösen und zum Nachdenken und Schmunzeln anzuregen. Gerne hätte man auch über das Zielpublikum etwas erfahren. Das gediegen gestaltete Bilder- und Lesebuch wird in der nationalen Literatur über das Symbol-, Kult- und Nutztier Kuh einen eigenen Platz einnehmen. Es ist anzunehmen, dass die Schweizer Kühe weitere Verwandlungen durchlaufen werden. Das Potential der Schweizerkuh hat noch Reserven, wie die Lektüre und Betrachtung des originellen Buches von Marc Valance vermuten lassen.

Ueli Gyr

JEAN-MICHEL WISSMER: Heidi. Ein Schweizer Mythos erobert die Welt. Aus dem Französischen von Ernst Grell. Basel: Schwabe Verlag, 2014, 168 S., 10 Abb.

Das letzte Heidi-Jubiläum, das im Zuge des 100. Todestags von Johanna Spyri zu einigen Ausstellungen und Publikationen geführt hat, liegt bereits 13 Jahre zurück, doch Heidi bleibt weiterhin eine lebendige Figur und mit ihr ein einzigartiger, sie umgebender Mythos, hier durch die Augen von Jean-Michel Wissmer gesehen. Da der Autor, ein Westschweizer Literaturwissenschaftler, Essayist und Dramaturg, über den Heidi-Mythos keine Bücher gefunden hat, nimmt er sich vor, eine diesbezügliche Lücke zu schliessen. Der Originalausgabe seiner Veröffentlichung (2012) folgte in diesem

Jahr eine deutsche Übersetzung. Das schlanke Buch umfasst 168 Seiten mit 10 Abbildungen und schliesst 86 Anmerkungen sowie 5 Seiten Bibliographie ein. Die Gliederung des Buches ergibt sich durch zahlreiche, locker daher kommende Kurzkapitel und Passagen. Sie wirken assoziativ gereiht und bündeln thematisch in sich geschlossene Zugänge. Leser und Leserinnen haben so Gelegenheit, auch selektiv zu lesen, d.h. da einzusteigen, wo Interesse besteht.

Das Kapitel *Zwischen Mythos, Nostalgie und Ablehnung* (S. 17–42) fragt nach räumlichen Bezügen und personeller Verortung. Dabei werden der Schauplatz von Heidis Geschichte, aber auch mögliche Verbindungen von Johanna Spyri zu diesem und zu Bad und Schloss Ragaz hergestellt: gleichsam eine Einbettung in reales Vorlage-Ambiente sowie in eine komplexe Persönlichkeit, als welche der Autor die Schriftstellerin (1827–1901) sieht. *Heidi neu gelesen* (S. 43–86) vermutet vulgärpsychologisch, «dass sich die Schriftstellerin mittels ihrer dichterischen Fantasie von der überstarken Präsenz ihrer eigenen Mutter, Meta, zu befreien versuchte» (S. 44), um dann endlich auf die Hauptfigur Heidi einzuschwenken. Hier wird Heidis Geschichte facettenreich nacherzählt, – interessanterweise wiederum räumlich orientiert, mit der Alp, mit dem Paradies, mit der Stadt in der Fremde und mit der Heimat. *Heidi kann brauchen, was es gelernt hat* (S. 87–110) geht nicht nur dem zweiten Band von Johanna Spyri nach, sondern auch den (besonders von Charles Tritten) adaptierten Fortsetzungsgeschichten in der Westschweiz, in denen Heidi z.B. als junges Mädchen, als Mutter und Grossmutter auftritt. Immer deutlicher zeigen sich nationale Tugenden, darunter Sauberkeit, Ordnung und Hygiene mit Verbindungen zu Gastfreundschaft, Herzlichkeit, Bildung und Gesundheit. Verkörpert und idealisiert finden sie sich bei der Hauptfigur, gehen von dieser aber auch auf andere über, etwa auf die Dorfbewohner und besonders auf die fremden Gäste und Stadtmenschen während ihres Urlaubs in den Bergen.

Heidi und seine Avatare (S. 111–132) geht der Saga in verschiedenen Richtungen nach und informiert z.B. über die französischen Übersetzungen sowie über die erfolgreichen Auftritte der Heldin in Japan, wo ein Zeichentrickfilm 1974 in 52 Episoden ausgestrahlt wurde, um nur dies zu erwähnen. Die zahlreichen Verfilmungen der Heidi-Geschichte ab den 1950er Jahren markieren zum einen eine bemerkenswerte Zunahme der Popularität über ein neues Medium, zum anderen aber ebenso diverse Gestaltungsmuster, abseits vom Original. *Nicht nur Heidi* (S. 133–150) kontrastiert das Heidi-Buch mit anderen Werken der Autorin Johanna Spyri und stellt die Bandbreite von typischen Figuren und Erzählungen in einem informativen Abschnitt heraus. Das kurze Kapitel *Schluss* (S. 151–154) rundet mit einigen Bemerkungen allgemeiner Art ab und stellt erneut die Frage nach dem weltweit einzigartigen Siegeszug von Stoff und Person. Danach vermittelt Heidi Ideen, »die viele Menschen auch heute teilen: die Rückkehr zur Natur und zur Authentizität – im Grunde Werte, die heute unter den Begriff des ökologischen Bewusstseins gefasst werden« (S. 151). Nach Auffassung des Autors ist auch der schweizerische «identitäre Rückzug» im Spiel. Er wird ausgetragen auf einem alpinen kleinen Paradies, untermauert von pietistischen Elementen und mythisiert über eine heilsbringende Figur, die die Welt eroberte – bis hin zu Swissness und einer neuen Heidimania der Gegenwart.

Das zügig geschriebene Buch von Wissmer verdient Beachtung und differenzierende Einordnung. Dass es für Westschweizer und Westschweizerinnen geschrieben wurde, wie der Autor selber anmerkt, ist offensichtlich und legitim. Sehr verdienstvoll sind daher alle Bemerkungen und «Entdeckungen», die in diesem Zusammenhang aufbereitet wurden – alles in allem informativ und nützlich, und auch die Einbettung der Heidi-Saga in geistesgeschichtliche Strömungen und Zeitgefühle wirkt überzeugend. Zum Teil erfährt die Kontextualisierung sehr weite Ausgriffe: Sie warten etwa mit Bemerkungen über den Schauplatz Bad Ragaz auf oder mit Aussagen über die Übersetzungsproblematik sowie mit Einschätzungen über das Gesamtwerk von Johanna Spyri. Ohne Zweifel gehört das (teilweise auch sehr persönliche Anmerkungen enthaltende) Buch in die literaturwissenschaftliche Heidi-Forschung. Es liest sich zunächst wie eine Einführung, wobei diese auf Erkenntnissen und Fakten abstützt, die grösstenteils bekannt sind. Kritisch anzumerken bleibt, dass die im Titel vorgegebene Fokussierung auf den Mythos als Kategorie einfach inseriert, aber nicht näher definiert und die «Eroberung» der Welt als Prozessgeschehen nur postuliert. Zu bedauern ist weiter, dass die Forschungsliteratur diesseits des Kulturgrabens nicht weiter verarbeitet wurde. Unter dem Aspekt der Mutationsfähigkeit der Heidifigur wären Gegenthesen zur Priorität der literarischen Konstruktion denkbar. Längst hat Heidi neue Missionen übernommen: als Kinderstar, als touristischer Lockvogel und als Botschafterin der Schweiz vermittelt sie gekonnt ihren Mythos als Welterfahrung der Moderne.

Ueli Gyr

PETER ZIEGLER: Bräuche im Lebenslauf am Zürichsee. Stäfa: Th. Gut Verlag, 2014., 160 S., III.

Nur drei Jahre nach seinem Buch *Bräuche im Jahreslauf am Zürichsee* (rezensiert in *SAfVK* 109_2 (2013), S. 243–244) legt Peter Ziegler als ausgewiesener Kenner der Region um den Zürichsee einen «zweiten» Band vor, der sich mit biografischen Ritualen und Übergängen befasst. Damit übernimmt Ziegler die im «Kanon der Volkskunde» klassische Einteilung der vielfältigen Brauchphänomene des Alltags «von der Wiege bis zur Bahre» (S. 7). Ihn interessieren Transformationen – Ziegler bezeichnet sie als «Brauchtumswandel» (S. 7) –, historische Entwicklungen aber auch die gegenwärtigen Neuerungen. Seine Befunde hat Ziegler in aufwendiger archivalischer Quellenrecherche, in Biografien, Chroniken und Ortsgeschichten wie auch in systematischer Zeitungslektüre zusammengetragen; beeindruckend, welche jahrelange und akribische Forschungsarbeit hinter dem Buch steht. Eine Arbeit, wie sie angesichts veränderter methodischer Prämissen, aber auch beschleunigter Anforderungen in der gegenwärtigen forschenden Kulturwissenschaft kaum mehr möglich sein dürfte. Das Buch ist dabei aber gleichsam aus der Zeit gefallener Ausdruck – und das sei keineswegs gegen den wissenschaftlichen Wert gerichtet – jenes enzyklopädischen Zugangs zur populären Kultur einer präzise gefassten Region, der in der schweizerischen Volkskunde in der Form von Regional- oder Ortsethnografien eine lange Tradition bis in die 1970er Jahre aufwies. Dieser Umstand zeigt sich auch an der Verwendung älterer volkskundlicher Literatur: So erscheinen Arbeiten von Emil Stauber (1922), Erika Welti (1967), Leo Zehnder (1976), aber auch von Eduard Hoffmann-Krayer (1913) oder Richard Weiss (1946) in den Anmerkungen.

Der Autor erweist sich als ebenso offener Beobachter gesellschaftlicher Neuerungen wie als neutraler Chronist vergangener Bräuche. Er folgt in acht Schritten der menschlichen Biografie, neben Geburt, kirchlichen Übergängen (Taufe, Konfirmation, Erstkommunion und Firmung), Hochzeit und Tod finden mit den Jungbürgerfeiern und der Verlobung auch selten beachtete Themen Platz. In diesen Kapiteln stehen aber nicht nur die eigentlichen Rituale im Zentrum, sondern vielmehr alle sie umgebenden Kulturpraktiken, was zu etwas unglücklichen Überschriften wie *Rund um die Geburt* führt. So informiert das erste Kapitel über die Geburt über spezifische Berufe wie die Hebammen (S. 13–18), spricht aber auch vergangene wie neue Brauchformen an und erweist sich, beispielsweise in Abschnitten über Babytafeln oder Neuerungen bei Geburtsanzeigen, als präzise Dokumentation alltagskultureller Praktiken. Verschiedentlich erweist sich die Prägung durch die Religion als fundamental; nicht nur sind biografische Übergänge durch die Kirche gestaltet, vielfach finden sich auch erhebliche konfessionelle Unterschiede. Bei der Taufe wird beispielsweise deutlich, wie schwer sich die protestantisch-reformierte Kirche in der Zürichseeregion mit katholischen Nottaufen ungetauft verstorbener Säuglinge tat oder mit welcher Vehemenz Taufen durchgesetzt wurden, weil sie über den Eintrag in die Taufbücher zunehmend auch einen Verwaltungsakt darstellten. Leider sind die Kapitel zur Konfirmation und zur Erstkommunion/Firmung sehr knapp und auch kaum durch einen historischen Blick erweitert, wobei unklar bleibt, ob zu dem Bereich nicht mehr Material auffindbar war. Diese wie auch die Thematik der Jungbürgerfeiern fordern geradezu zu gegenwartsethnografisch wie kulturhistorisch ausgerichteten empirischen Arbeiten heraus. Das Kapitel über Verlobung erinnert an die obrigkeitlichen (und meist vergeblichen) Versuche zur Regelung der vorehelichen Sexualität, während das ausführliche Kapitel über die Ehe bis weit in die Zeit der hochmittelalterlichen Leibeigenschaft zurückgeht. Hier werden die rechtlichen Implikationen der Heirat ebenso angesprochen wie die teilweise tragischen Verhandlungen vor den Ehegerichten (S. 60–62 und S. 94–95) in Folge von unehelichen Schwangerschaften oder Trennungen, wobei vieles mit konkreten Quellenbeispielen illustriert wird. Überhaupt liegt eine der Stärken des Buches in dieser lebensnahen Konkretheit, die eine Lektüre oft kurzweilig und vergnüglich macht, etwa wenn aus Heiratsannocen oder Liebesbriefen (S. 67–70) zitiert oder über die vom Zürcher Rat 1640 zugelassenen Speisen beim Hochzeitsmahl (S. 82–85) berichtet wird. Stellenweise geraten hingegen die Ausführungen mit Einzelnamen, Zahlen und präzisen Fakten etwas zu detailliert und damit wenig leserfreundlich. In solchen Passagen hätte man sich weniger Deskription, sondern mehr analytisches Durchdringen des Stoffes gewünscht. Auch hätten anthropologisierende Formulierungen (etwa «Früher starb man im Kreis der Familie», S. 106) wie auch pauschalisierende Aussagen zur «Bedeutung des Brauchs» (z. B. S. 97) vermieden werden sollen. Sie bergen die Gefahr, die prinzipielle Offenheit von Ritualen zu verengen und damit zu unterstellen, für alle Akteure sei die Bedeutung klar. Wie stark die Reformation die Bräuche des Totenkults veränderte, zeigt Ziegler an verschiedenen Beispielen: So wurden Jahrzeitbücher abgeschafft (diese sind heute wichtige Quellen für sozial- und alltagsgeschichtliche Fragestellungen), Totenbruderschaften aufgehoben oder Grabsteine entfernt. Als wie dynamisch sich die Totenbräuche erweisen, belegen der dokumentierte Wandel in den Todesanzeigen und die durch das Verschwinden von Todesboten, Leichenzügen oder Trauerkleidung heute kaum mehr vorhandene Präsenz des Todes im öffentlichen Raum.

Bräuche sind – das macht gerade die Lektüre der Kapitel zur Heirat und zum Tod deutlich – stets aufs Engste verknüpft mit Sachkultur, mit Dialekt und Redensarten und mit der Sozial- und Wirtschaftsstruktur. So werden auch soziale Unterschiede und Konflikte angesprochen, die über Bräuche nicht nur verhandelt werden, sondern die dadurch fass- und erforschbar werden. Staatliche Versuche der Kontrolle, des Verbots oder der Regulierung verweisen daher indirekt immer auf das subversive Potential von Bräuchen.

Das Buch ist sorgfältig geschrieben, ansprechend gestaltet und zudem mit hervorragenden Bildern versehen, die nicht einfach als Illustrationen dienen, sondern neben dem Text eine weitere, visuelle Ebene eröffnen, die erneut darauf verweist, wie die historische Entwicklung von Bräuchen auch anhand von Bildquellen erzählt werden könnte. Spannend und für die empirische Fundierung so manch theoretisch geführter Debatten gewinnbringend wäre der Bezug der mikrohistorischen und gegenwartsethnografischen Befunde Zieglers zu kulturwissenschaftlichen Forschungsdiskussionen über die Dynamik in Bräuchen und Ritualen von Gegenwartsgesellschaften gewesen. Deutlich wird nämlich, wie allgegenwärtig und wie aktuell zugleich die sinnstiftenden, die integrativen und die strukturierenden Funktionen von ritualisierten Handlungen sind. Diese Anknüpfung an laufende Debatten über Bräuche, wie sie im Fach unter Stichworten wie «immaterielles Kulturerbe» oder «lebendige Traditionen» (in der spezifisch schweizerischen Diktion) geführt werden, bleibt allerdings noch zu leisten. Das Buch eröffnet hierzu aber nicht nur vielfältige Möglichkeiten, es belegt auch eindrücklich den Wert einer soliden textgestützten Kulturanalyse, die historisches Bewusstsein mit einem wachen Blick für aktuelle Veränderungen vereint.

Konrad J. Kuhn

DAVID ZIMMER: Ungarn vererben? Intergenerationelle Tradierung von Zugehörigkeit am Beispiel ungarischer Immigranten in der Schweiz. Bern: Peter Lang, 2011, (Diss. Univ. Fribourg 2011) (Europäische Hochschulschriften Reihe XIX B Ethnologie Bd. 78), 572 S., III

David Zimmer legt eine gewichtige Dissertation über ein aktuelles Thema vor. Es geht zuerst einmal um Migration im Allgemeinen. Er untersucht verschiedene Formen der Migration von Arbeitsmigration bis hin zu zyklischen Formen der Migration, wie sie in der *Enzyklopädie. Migration in Europa* (Hrsg. Klaus J. Bade 2007) beschrieben sind. Zimmer konzentriert sich dabei auf die Schweiz, und es sind die Formen von Migration seit dem Zweiten Weltkrieg, die ihn im Besonderen interessieren. Diese breit geführte Bestandesaufnahme dient ihm als Vorarbeit für das eigentliche Thema seiner Dissertation nämlich Interviews mit UngarInnen, die 1956 oder später in die Schweiz kamen, sich hier niederliessen und Kinder und Kindeskiner haben. Der Fokus seiner Aufmerksamkeit gilt speziell der Integration der zweiten, in der Schweiz aufgewachsenen Generation. Die Bedingungen für eine erfolgreiche Integration oder aber für eine teilweise misslungene Integration sind von allgemeinem Interesse auch für andere Migrantengruppen in der Schweiz. Doch beschränkt sich Zimmer auf eine übersichtliche Gruppe von InterviewpartnerInnen, so dass seine Aussagen wissenschaftlich fundiert und überprüfbar sind.

Der Autor ist aufgrund persönlicher Beziehungen zu einer klar definierten Gruppe von ProbandInnen gelangt, und zwar zu 17 Familien der städtischen Mittelschicht vor allem aus Basel, Bern und Zürich. Er führte Interviews mit insgesamt 36 Personen (und zusätzlich zwei Personen X1 und X2 im Anhang). Es handelt sich also um ein weitgehend deutschsprachiges, urbanes Umfeld, die Personen sind Intellektuelle, die meisten verfügen über einen Universitätsabschluss. Für die Flüchtlinge von 1956/1957 insgesamt mag diese Auswahl nicht repräsentativ sein, aber die Homogenität der Gruppe erlaubt schlüssige Querverweise, um sogenannte Kristallisationspunkte ungarischer Zugehörigkeit wie z.B. Name, Pass, Sprache bis hin zum Alltag zu erkennen. Es ist ausserdem interessant festzustellen, dass im Bewusstsein der Schweizer Bevölkerung die 1956er Ungarn immer noch eine bekannte Grösse darstellen und zwar im Sinne, dass ihnen geholfen wurde und sie sich gut bis sehr gut integrieren konnten. Die Namen sind anonymisiert. Die Familien sind durchbuchstabiert B-R (A war ein Testlauf), die Generation jeweils mit 1-3, (M) bzw. weiblich (F) ebenfalls angegeben. Z.B. ist Q2M der Sohn von Q1M, sein Sohn wiederum ist Q3M.

Entscheidend für eine gute Integration in die schweizerische Gesellschaft ist ein zufriedenstellender Beruf, die Einschulung der Kinder, Nachbarschaft und Vereinswesen. Doch was bleibt von der ungarischen Kultur, Sprache, Politik? Am besten erhalten sich traditionelles ungarisches Essen, festliche Bräuche sowie Ferien in Ungarn. Nach 1989 gibt es vermehrt Doppelbürgerschaften, Gründungen von Zweitunternehmen in Ungarn, sogar Rückkehr nach Ungarn, da man dort von der AHV leben kann. Das Sprechen der ungarischen Sprache in der zweiten Generation hängt stark von der

Sprachkenntnis der Mutter ab. In den meisten Fällen handelt es sich um einen reduzierten Wortschatz und Sprechen im familiären Umfeld. Die dritte Generation, die vereinzelt berücksichtigt worden ist, verhält sich grundsätzlich kritisch-distanziert, vor allem was besonders traditionsbewusstes und konservatives, politisches Bewusstsein der Grossvätergeneration betrifft. Sie kommt aber zu ganz unterschiedlichen Schlussfolgerungen. Es gibt die totale Abkehr und Ablehnung bis hin zur bewussten Wiederaufnahme und Reintegration der ungarischen Sprache und Kultur, vor allem der ungarischen Musik. Der schweizerische bzw. der ungarische Pass besagt noch nicht viel über das Selbstverständnis der TrägerInnen. Namen sind schon aufschlussreicher. So werden die Kinder und Grosskinder gerne mit einem alten ungarischen Namen geschmückt (manchmal handelt es sich um einen zweiten Vornamen, der in der Familie verwendet wird), um das Ungarntum weiterzugeben.

Paula Küng-Hefti

Eingesandte Bücher

ADAM, JENS ET AL. (Hg.): Formationen des Politischen. Anthropologie politischer Felder. Bielefeld: Transcript, 2014, 392 S.

ALTHER, YOLANDA: Vertikal Mobil. Ein Beitrag zum Verständnis alpiner Wirtschaftsformen in der Archäologie. Chur: Archäologischer Dienst Graubünden, 2014 (Sonderheft, 3), 131 S., Ill.

BÄRNTHOL, RENATE: Heil- und Gewürzkräuter. Volkstümliche Namen und Geschichte, Botanisches, Aktuelles und Historisches zur Verwendung in Küche und Medizin. 3. neu bearb. Aufl. Bad Windsheim: Verlag Fränkisches Landesmuseum, 2014 (Informationsblätter des Fränkischen Freilandmuseums in Bad Windsheim), 80 S., Ill.

BÄUMER, JAN: The Sound of a City? New York und Bebop 1941-1949. Münster: Waxmann, 2014 (Populäre Kultur und Musik, 10), 384 S., Ill.

BEDAL, KONRAD: Fachwerkkunst in Franken 1600-1750. Eine Bestandesaufnahme. Bad Windsheim: Verlag Fränkisches Landesmuseum, 2014 (Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums in Bad Windsheim, 70/Quellen und Materialien zur Hausforschung in Bayern, 18), 271 S., Ill.

BENDIX, REGINA F. ET AL. (Hg.): Politische Mahlzeiten. Political Meals. Münster: Lit, 2014 (Wissenschaftsforum Kulinaristik, 5), 354 S., Ill.

BLIMLINGER, EVA UND HEINZ SCHÖDL: Die Praxis des Sammelns. Personen und Institutionen im Fokus der Provenienzforschung. Wien: Böhlau, 2014, 340 S., Ill.

BONZ, JOCHEN ET AL. (Hg.): Pop/Wissen/Transfers. Zur Kommunikation und Explikation populär-kulturellen Wissens. Berlin: Lit Verlag, 2014 (Populäre Kultur und Medien, 5), 184 S., Ill.

CSÁKY, MORITZ UND GEORG-CHRISTIAN LACK: Kulinarik und Kultur. Speisen als kulturelle Codes in Zentraleuropa. Wien: Böhlau, 2014, 200 S., Ill.

DEMANDT, ALEXANDER: Der Baum. Eine Kulturgeschichte. Wien: Böhlau, 2014, 416 S., Ill.

DESCHAUER, MARTIN ET AL. (Hg.): Black Box Brain. Frankfurt: 2014 (Kulturanthropologie Notizen, 82), 180 S.

EGGER, SIMONE: Heimat. Wie wir unseren Sehnsuchtsort immer wieder neu erfinden. München: Riemann, 2014, 320 S.

ELPERS, SOPHIE ET AL. (Hg.): Die Musealisierung der Gegenwart. Von Grenzen und Chancen des Sammelns in kulturhistorischen Museen. Bielefeld: transcript, 2014, 218 S., Ill.

FASSLER, MANFRED: Das Soziale. Die Entstehung und Zukunft menschlicher Selbstorganisation. Paderborn: Wilhelm Fink, 2014, 258 S.

FRISCHLING, BARBARA: Alltag im digitalen Panopticon. Facebook-Praktiken zwischen Gestaltung und Kontrolle. Marburg: Jonas, 2014 (Grazer Beiträge zur europäischen Ethnologie, 17), 93 S., III.

FRITSCHKE, PETRA T.: Stolpersteine – Das Gedächtnis einer Strasse. Berlin: Wissenschaftlicher Verlag, 2014, 532 S., III.

GIRTLE, ROLAND: Der vagabundierende Kulturwissenschaftler. Eine Radtour durch Österreich, Tschechien und Deutschland. Wien: Böhlau, 2014, 288 S., III.

HÖRZ, PETER F. UND MARCUS RICHTER: «Schöneck – bekannt durch gute Zigarren». Studien zur Industriegeschichte einer vogtländischen Kleinstadt. Dresden: Eckhard Richter, 2014 (Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, 33), 520 S., III.

JOHLER, REINHARD (Hg.): Where is Europe? Wo ist Europa? Où est l'Europe? Dimensionen und Erfahrungen des neuen Europa. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2013 (Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 46), 247 S., III.

KNECHT, NATASCHA: Pionier und Gentleman der Alpen. Das Leben der Bergführerlegende Melchior Anderegg (1828-1914) und die Blütezeit der Erstbesteigungen in der Schweiz. Zürich: Limmat Verlag, 2014, 200 S., III.

KOLBE, SUSANNA: Da liegt der Hund begraben. Von Tierfriedhöfen und Tierbestattungen. Marburg: Jonas Verlag, 2014, 136 S., III.

KUHN, KONRAD UND BÉATRICE ZIEGLER: Der vergessene Krieg. Spuren und Traditionen zur Schweiz im Ersten Weltkrieg. Baden: Hier + Jetzt, 2014, 334 S., III.

LÖFFLER, CHARLOTTE: Gewohnte Dinge. Materielle Kultur und institutionelles Wohnen im Pflegeheim. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2014 (Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 47), 105 S., III.

LÖTSCHER, CHRISTINE ET AL. (Hg.): Übergänge und Entgrenzungen in der Fantastik. Wien: Lit, 2014 (Fantastikforschung/Research in the Fantastic, 1), 584 S., III.

DIES. ET AL. (Hg.): Transitions and Dissolving Boundaries in the Fantastic. Wien: Lit, 2014 (Fantastikforschung/Research in the Fantastic, 2), 216 S., III.

MAASE, KASPER ET AL. (Hg.): Macher – Medien – Publika. Beiträge der Europäischen Ethnologie zu Geschmack und Vergnügen. Würzburg: Königshausen & Neumann 2014, 198 S.

MALL, MARTIN (Hg.): Woher du kommst. Die wahre Geschichte ihres Lebens, die Jacob und Paula Kellman für ihre Tochter aufgeschrieben haben. Wien: Edition A, 2014, 192 S.

MAY, HERBERT ET AL. (Hg.): «... der Schwere der Zeit bewusst ...». Der Erste Weltkrieg im ländlichen Franken. Eine Ausstellung des Fränkischen Freilandmuseums des Bezirks Mittelfranken in Bad Windsheim. Bad Windsheim: Verlag Fränkisches Landesmuseum, 2014 (Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums in Bad Windsheim, 71), 271 S., III.

MÜLLER, HANS-PETER ET AL. (Hg.): Max Weber-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart: Metzler, 2014, 425 S.

NELL, WERNER ET AL. (Hg.): Imaginäre Dörfer. Zur Wiederkehr des Dörflichen in Literatur, Film und Lebenswelt. Bielefeld: Transcript, 2014 (Edition Kulturwissenschaft, 41), 400 S., III.

NOLTE, PAUL (Hg.): Die Vergnügungskultur der Grossstadt. Orte – Inszenierungen – Netzwerke (1880-1930). Wien: Böhlau, 2014, 200 S., III.

PFISTER, BENEDIKT: Die Katholiken entdecken Basel. Der Weg aus dem Milieu in die Gesellschaft. Basel: Christoph Merian, 2014, 216 S., III.

ROHSTOCK, NORA: Altersbilder und Lebenssituationen. Vergleichende Untersuchungen zu Türkinnen und Türken in Deutschland und in der Türkei. Münster: Waxmann, 2014 (Internationale Hochschulschriften, 606), 312 S., III.

SAMIDA, STEFANIE ET AL. (Hg.): Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen – Konzepte – Disziplinen. Stuttgart: Metzler, 2014, 378 S.

SEIFERT, MANFRED ET AL. (Hg.): Die mentale Seite der Ökonomie. Gefühl und Empathie im Arbeitsleben. Dresden: Thelem, 2014 (Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, 31), 282 S.

SCHELBERT, URSPETER: Eine Pfarrei erzählt. 300 Jahre Pfarrei Unterägeri. Unterägeri: Katholische Kirchgemeinde Unterägeri, 2014, 224 S., III.

SCHINDELBECK, DIRK ET AL. (Hg.): Zigaretten-Fronten. Die politischen Kulturen des Rauchens in der Zeit des Ersten Weltkriegs. Marburg: Jonas Verlag, 2014, 176 S., III.

SCHMIDT-LAUBER, BRIGITTA (Hg.): Sommer-Frische. Bilder. Orte. Praktiken. Wien: Institut für Europäische Ethnologie, 2014 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie, 37), 410 S., III.

SCHMITT, CAROLINE ET AL. (Hg.): Transnationalität und Öffentlichkeit. Interdisziplinäre Perspektiven. Bielefeld: Transcript, 2014, 340 S.

SCHRÖTER, JENS (Hg.): Handbuch Medienwissenschaft. Stuttgart: Metzler, 2014, 571 S., III.

STEFFEN, JOHANNES: Wie Manager gemacht werden. Eine empirische Untersuchung an einer Business School. Göttingen: Cuvillier, 2014 (Praxis und Kultur, 2), 148 S.

VOGEL, FRITZ FRANZ: Kitsch per Post. Das gesüsste Leben auf Bromsilberkarten von 1895 bis 1920. Wien: Böhlau, 2014, 320 S., III.

WASER, ERIKA (Hg.): Luzerner Namenbuch 3. Habsburg. Die Orts- und Flurnamen der östlichen Amtes Luzern. Altdorf: Gisler, 2014, 2 Bd., 1200 S., III.

WEBER, NIELS ET AL. (Hg.): Erster Weltkrieg. Kulturwissenschaftliches Handbuch. Stuttgart: Metzler, 2014, 521 S., III.

WISSMER, JEAN-MICHEL: Heidi. Ein Schweizer Mythos erobert die Welt. Basel: Schwabe, 2014 (Schwabe Reflexe, 32), 166 S., III.

WOLFF, EBERHARD: Medizin und Ärzte im deutschen Judentum der Reformära. Die Architektur einer modernen jüdischen Identität. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2014, 292 S.

ZIMMERMANN, HARM-PEER ET AL. (Hg.): Sound des Wunderhorns. Kulturwissenschaftliche Resonanzen auf Bob Dylan. Berlin: Panama Verlag, 2014, 186 S., III.